

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 6

Artikel: Riedland [Fortsetzung]
Autor: Guggenheim, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635111>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

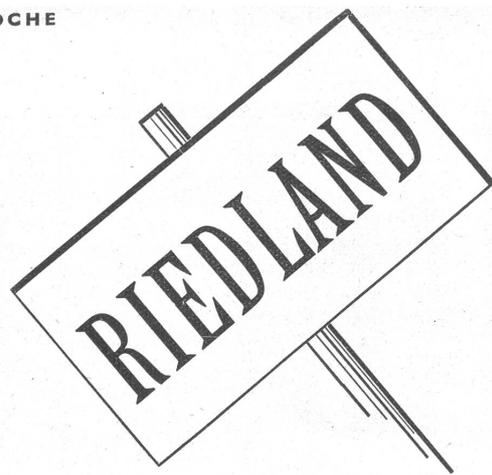
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ROMAN VON KURT GUGGENHEIM

12. Fortsetzung

NEUNZEHNTES KAPITEL.

Die ganze Luft war vom eintönigen Geräusch des rieselnden Regens erfüllt. Die Tropfen fielen mit leisem Plätschern auf das Wasser, hinterliessen eine kleine Blase und legten eine Schützenscheibe auf den Seespiegel. Die Wellen strichen langsam über das Ufer und versickerten im faulenden Rohr. Weisse Wolken hingen am Buchberg; die Möven kreischten über dem Sumpf. Die Wasserperlen rollten die steifen Schilfblätter herab, das Gras glitzerte und bog sich unter dem Regen. Handbreit über dem Ried begann der Himmel.

Wie ein Schwan durchbrauste zwischen sprühenden Wasserfächern der Postomnibus die Regenlachen auf der Strasse nach Grynau. Beim Turm hielt er an, die Schwester Pia hob ein wenig den schwarzen Rock, stieg mit ihren plumpen Schuhen das Trittbrett herab, spannte den Schirm auf und schritt unter der weissen Haube, ohne links und rechts zu sehen, wie die Klosterfrauen gehen, über die Strasse. Sie trat in die winzige Kapelle zu den ‚Vierzehn Nothelfern‘, die turmlos, unscheinbar und ohne Uebergang an das grosse Wohnhaus angebaut war.

Die Schwester kniete nieder, bei der ersten Bank am Eingang, bekreuzte sich, senkte die Haube und begann ihr Gebet. Der Regen schlug an die Scheiben, dem Altar entströmte ein Geruch von Rosen und süssem Wachs, eine Kerze knisterte leise.

Nach einiger Zeit öffnete sich die Türe, eine Frau trat ein, der schwarze Schleier fiel ihr über das Gesicht bis auf die Brust herab. Sie setzte sich auf der anderen Seite des schmalen Mittelganges mit einem leisen Seufzer in die Bänke, stellte den tropfenden Schirm neben sich und schaute in das rubinrote Flämmchen des Ewigen Lichts. Die Schwester hatte nicht aufgeschaut.

Es verging eine kurze Weile, und in der kleinen Kapelle waren nur Schwester Pia's Flüstern und die leisen Atemzüge der Frau zu hören. Dann sagte die Klosterfrau „Amen“, schlug das Kreuz, wandte den Kopf und begann mit den Augen zu lächeln.

„Adeline Gusch?“ fragte sie mit ihrer tiefen Stimme.

Die andere nickte. „Und du bist, ... Sie sind die Schwester Pia Wiprächtiger?“

Die Nonne stand auf, kam über den Mittelgang und setzte sich neben der Frau nieder.

„Grüss Gott“, sagte sie und fasste nach ihrer Hand, „so lange ist das her, aber ich habe dich sofort wieder erkannt.“

„Lisi!“ sagte die Frau, fasste behutsam den Saum ihres Schleiers, hob ihn langsam und legte das schwarze Gespinst über den Hut zurück. Sie hatte ein blasses Gesicht, eine unschöne starke Nase; unter den dunklen Brauen blickten die Augen aus dünnen Schlitzern.

„Wie lange ist's jetzt her, Adeline, dass wir uns nicht mehr sahen?“

„Dreizehn, vierzehn Jahre mögen es sein“, antwortete die Frau mit heiserer Stimme und fremdem Akzent, und dann fügte sie plötzlich ohne Uebergang hinzu: „Weisst, Therese hätte ihm helfen können!“

„Denk doch nicht solches an diesem Ort“, sagte die Schwester ganz leise.

„Ich kann doch nichts mehr anderes denken, als das, Lisi!“

Die Schwester bedeckte noch immer der anderen Hand mit der ihrigen. „Weisst was? Komm, wir gehen einen Kaffee trinken“, sagte sie nach einer Weile.

Die beiden Frauen traten aus der Kapelle, gingen unter der tiefenden Dachtraufe hintereinander dem Haus entlang und traten in die Gaststube ‚Zum Schloss Grynau‘. Sie war ganz leer. Sie setzten sich in die Ecke vor dem Fenster. Die Linth war angeschwollen und gurgelte grau und mürrisch unter der Brücke hindurch. In den Föhren vor dem Hause schlug ein Regenpfeifer.

Die Serviertochter stellte zwei hohe Fussgläser Kaffee vor sie hin.

„Ich habe ein kleines Patientchen im Spital von Uznach mit Kinderlähmung. Ich hab's der Mutter versprochen, ich wolle für es Fürbitte tun bei den Vierzehn Nothelfern“, erklärte die Schwester und liess ein Stück Zucker durch die schwarze Kaffeesäule hinabfallen.

„Weisst, wofür er das Geld gebraucht hat?“ fragte Adeline. „Er hat gelötterlet! Für Lose, alles für Lose! Bei jeder Lotterie musste er mitmachen!“

„Das ist manchmal wie eine Krankheit“, sagte die Schwester. Adelines Mund verkniff sich, bekam so etwas Kleinliches, Aufbegehrerisches und auf einmal begann sie hemmungslos zu weinen.

„Und denk dir, ein Los hat gewonnen, ist herausgekommen mit dreitausend Franken vor ein paar Tagen! Hätt' er es nur noch ein bisschen ausgehalten, es wäre noch alles gut zu machen gewesen. Wir konnten alles vergüten.“

Das Greinen entstellte ihre Nase in jammervoller Weise. Die Schwester streichelte ihr behutsam den Arm.

„Therese hätte ihm helfen können! Er ist doch herumgelaufen wie gehetzt! Dreimal war er bei ihr! Warum hat sie es nicht getan? Warum? Es war doch Christenpflicht! Wir sind doch alle gleichen Alters, sind miteinander in die Schule gegangen! Ist das recht. Lisi, ist das recht?“

„Sie hat's vielleicht auch nicht gehabt.“

„Nicht gehabt? Nicht gehabt? Die? Oh, ich weiss schon, weshalb sie's nicht getan hat!“

Adeline drückte mit bebenden Händen ein zerkmittertes Tüchlein auf ihre Augen. Sie hörten den süssen, melancholischen Anschlag, den der Regenpfeifer in den Nebel hinaussandte.

„Weisst, Lisi“, sagte die Frau flüsternd, „das ist immer noch die alte Geschichte. Weil er dem Bieli sein Freund war.“

„Was für eine alte Geschichte?“

„Du weisst schon, was ich meine!“

„Das ist doch unser Stand, Adeline, dass wir all das vergessen.“

Aber die Schwester sprach die Wahrheit nicht. Neben den Dingen der seligen Zukunft hatte hinter dem weissen Stirnband jenes Turnfest von Eschenbach im Jahre Zwölf noch so gut seinen Platz, wie bei allen andern, die dabei gewesen waren. Auch sie erinnerte sich noch jenes Mai-morgens tief unten in der Zeit, da sie zusammen aufgebrochen waren, die Burschen in Reih und Glied, mit ihren weissen Stumpenhosen, rotweisse Bänder um die Strohhüte, die Fahne und die Füllhörner voran, die Mädchen untergefasst in der Reihe, eine Generation, das Jungvolk von Schmerikon. Das war doch nicht zu vergessen. Die meisten liefen ja noch im Lande herum. Man streifte ihre Ellbogen im Postomnibus, sah sie im Spital, wenn sie ihre Enkel besuchen kamen, sie gingen beim Maiumgang in der Prozession mit, standen steif den Kammerwänden entlang, wenn die Toten versehen wurden. Alle waren doch dabei gewesen, Meinrad Lorenz, der jetzt Kapitän auf dem ‚Saturn‘ war, der Dionys Bieli aus Lachen, der Förster werden wollte, der Schiffsknecht Johann Helbling, der Schmucki aus der Mühle, der verlumpt war und nun Backpfliff hiess, Othmar Gusch, damals auf der Postschule in Neuenburg, seine Schwester Adeline, die jetzt da sass und mit dem Löffel den Kaffee umrührte, sie selbst, Lisi Wiprächtiger, die nun einen heiligen Namen trug und ein goldenes Kreuz auf der schwarzen Brust.

„Magst dich wirklich nicht mehr erinnern?“ fragte Adeline leidenschaftlich mit stechenden Blicken.

Doch, natürlich erinnerte sie sich. Ein Turnfest wie viele andere, mit Reck und Barren, mit Steinstossen und National, Mazurka, Polka und Walzer. Einundzwanzig Buben, die einundzwanzig gehobelte Tannenstäbe vor sich hertrugen, an die Kartontäfelchen genagelt waren, auf denen die Namen der Sektionen des Linthverbandes standen; die um den See herum, Nuolen, Lachen, Bolligen und Schmerikon; die um das Ried, Schübelbach, Benken, Reichenburg, Tuggen, Maseltrangen, Rufi, Schänis und Bilten; die aus dem Fürstenland, Riedern, Gommiswald und St. Gallenkappel, ein Heerbann von Buben, eine Brautschau von Mädchen aus dem ganzen Land, und die Spielmeister hatten Laub um die Hüte und sorgten für Zucht und Ordnung nach den Gesetzen der Knabenschaft.

„Magst dich denn wirklich nicht mehr erinnern?“

Die Tränen Adeines waren getrocknet, ihre Wangen glühten in einem falschen Rot, sie hatte den Hut vom Kopfe genommen, steife Haarsträhnen umstanden ihr Gesicht. Während sie sprach, war ihr Blick nach einwärts gerichtet, in die Vergangenheit hinab; sie erwartete schon längst keine Antwort mehr.

„Ich mag mich noch gut erinnern, noch ganz gut. Wir Schmerikoner hatten einen langen Tisch unter der Galerie im Tanzsaal im ‚Sternen‘ in Eschenbach. Ueber uns spielte die Lachener Ländlermusik in ihren Sennenwesten und Melkerkappchen. Du sasset ganz unten am Tisch, neben dem Lorenz, und oben sassen wir zusammen, Therese und ich. Du weisst ja, wie sie war, so ein Stolzgüggel, immer ein bisschen steif und hochmütig, mein Bruder sass neben ihr, und neben mir sass der Lehrer Vogelsänger aus Uznach, ihr späterer Mann. Weit unten zwischen ein paar fremden Mädchen aus Eschenbach sass der Dionys Bieli.“

Pia nickte. Ja, nun sah sie genau, wie es gewesen war. Die Decke über ihnen war so niedrig, dass man sie mit der Hand berühren konnte. Im Saale draussen hingen Girlanden aus Papierblumen, an allen Tischen klapperten

die Bestecke, die Kellnerinnen liefen zerzaust und mit roten Köpfen herum.

„Da ist es doch passiert! Alle sind tanzen gegangen, unser Tisch war fast leer, nur der Bieli sass da und drehte dem Tanzsaal den Rücken zu und sog an seinem Stumpen. Ich seh’ ihn noch heute vor mir. So eigensinnig und hinterhältig sah er aus mit seinem Strohhut auf dem Hinterkopf. Und dann kamen die andern zurück. Ich mit dem Lorenz, Therese mit dem Othmar am Arm. Als sie an Bieli vorbei kamen, stand sie hinter ihm still und fragte so schnippisch und ein wenig erhitzt: „Tanzest du eigentlich nicht?“ Bieli drehte sich um — ich seh’ ihn grad jetzt noch vor mir — und lachte so kühl und schaute sie von oben nach unten an. „Es macht mich nicht an“, sagte er. „Es hat auch schon einmal anders getönt“, machte Therese. Die anderen hatten einen Kreis um die beiden gebildet, als merkten sie zum voraus, was nun kommen würde. Therese hatte ein Weinglas in der Hand und trank stehend, mit gieriger Gurgel, einen Schluck. Da hat der Bieli doch den Gusch so freundlich angeschaut, ist aufgestanden, hat ihm die Hand auf die Schulter gelegt und gesagt: „Ich schenk sie dir, kannst sie haben“, und ist davon gegangen.“

Adeline hatte rote Flecken auf den Backenknochen. „Du musst dich doch daran erinnern“, rief sie, „du und ich haben doch die Therese heimgebracht, vom Fest weg, durch den Wald hinab, nach Schmerikon. Damals hat sie doch den komischen Ausdruck im Gesicht bekommen, den sie nie mehr verloren hat. Kein Wort hat sie doch gesagt den ganzen Weg, bis vor das Haus und dann nur: „Das zahlt der mir noch!““

Adelines Reden war nur noch ein Zischeln, wie im Rausch. Die Schwester Pia sass mit gesenkten Augen da. Vor Theresens Bild aus der fernen Zeit stand verschwommen Mariens Antlitz, so wie sie im Nachen vor ihr gesessen hatte, zwischen den rauschenden Schilfwänden, ernst und inbrünstig nickend.

„Im gleichen Jahr ist doch der Bieli auf einmal losgezogen, mit dem Schmucki, zu Fuss über den Gotthard, in die Schweizergarde oder in die Legion, was weiss ich.“

Im gleichen Jahr hatte das Gemeinderatstöchterchen Lisi Wiprächtiger beschlossen, ein anderes Leben zu führen. „Von dort an sind unsere Bahnen alle auseinander gegangen“, dachte die Schwester Pia.

Adelines Erzählung näherte sich atemlos dem Schluss. „Darum hat sie ihm nicht geholfen! Darum! Das hat sie doch gewollt: dem Bieli seinen Leichnam vor die Füsse werfen! Das war doch ihre Antwort von damals!“

Adeline zitterte am ganzen Leibe; ein bisschen Schaum stand an den Ecken ihrer dünnen Lippen. Plötzlich legte sie das Gesicht in die Ellbogenbeuge und Pia sah, dass sie lautlos und wie erlöst weinte. Sie hatte selbst Herzklopfen. Sie fand das rechte Wort nicht. Sie suchte es. Sie hörte einen stampfenden Polkatakakt, der aus der Vergangenheit heraufkam, und dann war es wieder das Geräusch des Baggers im Binnensee. Im Nebel schlug der Regenpfeifer auf der Föhre nochmals an, melodisch und süß, ein paar tapfere Noten der armen Kreatur.

Da fand sie das Wort. „Misericordia“, murmelte sie vor sich hin. „Hab’ Erbarmen, Herr.“

ZWANZIGSTES KAPITEL.

Maries Zimmer war eine niedere Bauernstube mit einer Reihe von sechs Fenstern nach Osten, die nur durch die Pfosten voneinander getrennt waren. Die zinnoberroten Dolden der Geranien schimmerten durch die weissen Vorhänge.

Hinter den ersten Bäumen des Obstgartens begann der Nebel. Die Stämme und Kronen standen als blasse Schattenrisse in den weissen Dämpfen, die vom Ried her gegen die Berglehne wallten.

Marie hatte den tannenen Tisch an die Fenster gerückt und die Vorhänge beiseite geschoben. Sie sass wie ein Schulmädchen auf ihrem Stuhl, schrieb langsam in ein Heft mit schwarzem Wachstuchumschlag. Ganz hinten in der Ecke, in der Ferne gleichsam der grossen Stube, stand das kleine Eisenbett. An das hellblau gestrichene Stubengetäfer waren ringsum mit Reissnägeln halb ausgefüllte Tabellen geheftet. „Zahl der Brutpaare“ stand über der einen, und darunter kamen Kolonnen mit „Lachmöve - Stockmöve - Zwergtaucher - Wasserhuhn - Rohrammer“. Eine andere trug die Ueberschrift „Neu eingerückte Brutvögel“, weitere Blätter waren mit „Einrückzeit und Durchzugszeit“, „Wegzug aus dem Brutgebiet“, „Herbstdurchzüge“ überschrieben. („Dein Zimmer gleicht dem Wartesaal eines Vogelbahnhofs“, pflegte Rochat zu sagen.)

Auf der Kommode stand ein grosser Strauss Riedblumen: gelbe Löwenmäulchen, violetter Thymian, Goldruten und rote Orchideen, Schafgarben und Königskerzen. Auf dem untersten Brett des kleinen Büchergestells waren Konservengläser aufgereiht. In jedem von ihnen lagen ein paar ausgeblasene Vogeleier, ganz kleine, von der Grösse einer Haselnuss, andere vom Umfang einer Pflaume, in den verschiedensten Farben und Zeichnungen: braungelbe mit schwarzen Tupfen, olivengrüne mit ockergelben Flecken, bläuliche mit schwarzen Spritzern („... wäre hübsch für eine Auslage beim Zuckerbäcker.“)

Marie schrieb aufmerksam und sorgfältig; ihr Gesicht hatte einen kindlichen Ausdruck dabei. Draussen fiel von Zeit zu Zeit mit dumpfem Klatsch ein Apfel ins nasse Gras. Marie kopierte von losen Blättern mit Daten versehene Notizen in ihr Heft.

B. beobachtete auf dem Streuacker SW von Tuggen (an der Strasse) zwei Stelzvögel mit dicken, grünen Füssen. Es muss nach Noll-Tobler ein Triel (*Oedycnemus oedycnemus* L.) gewesen sein. Selten. Typischer Herbstvogel. Schon?

Eine Kette Rebhühner gesehen, gegen Abend, oberer Weg, Flugrichtung SO-NW.

Baumfalke beobachtet, Libelle jagend und während des Fluges kröpfend.

Aufgespiesste Feldmaus an einer Weide im Ried. Werk eines Raubwürgers. Sah ihn abziehen, als ich kam.

Die Bauern beginnen das Streu zu mähen, allgemeine Flucht der Vögel ins Reservat. Fast kein Gesang mehr. Mauserzeit.

Die meisten Enten sind bereits nach dem See abgezogen. Gestern Nacht noch ein stiller Dreierzug.

Grünlinge und Buchfinken auf den gemähten Plätzen, Futter suchend.

B. beobachtete einen Zug von Bruchwasserläufern. Richtung N-S.

Gemähte Streuwiesen zum Teil unter Wasser. Rauchschwalben darüber.

Während Marie schrieb, zogen die kleinen Ereignisse in der vergilbenden Landschaft, Bild für Bild, an ihr vorüber. Jeden Sonntag, nach dem Riedgang mit Bieli, brachte sie die kleine Beute ihrer Gespräche und ihrer Augen nach Hause, zwei Jahre schon, und trug sie mit grosser Gewissenhaftigkeit auf den Tabellen und in ihr Wachstuchheft ein. Das Ganze bekam später der Präsident der Ornithologischen Gesellschaft.

Sie las die Einträge noch einmal durch, setzte die i-Punkte hin, zerriss die Zettel. Allmählich begannen die ziehenden Dünste das ganze Haus zu umhüllen und die Reihe der sechs Fenster glich dem Auslug der Kompasskabine eines Schiffes auf einsamer See. Der Nebel zog und drehte sich in lautlosen Wirbeln, glitt an den Scheiben entlang empor, fiel, wallte zurück, und manchmal tauchte im Grunde, wie eine flüchtige Gestalt, der fahle Schatten eines Baumes auf und verschwand wieder. Die Luft drang durch die Fensterritzen, sie roch nach dem Rauch der

Staudenfeuer auf den Kartoffeläckern; sie spürte die kühle Feuchtigkeit am ganzen Körper.

Als sie das Heft schliessen wollte, fand sie noch einen Zettel. B. behauptet, die Haubensteissfüsse füttern die Jungen unter dem Wasser mit den erbeuteten Fischen, damit sie das Tauchen lernen, stand darauf. Sie trug es nach. Habe es noch nie selber gesehen, fügte sie noch gewissenhaft hinzu, dann schloss sie das Heft, lehnte sich zurück und staunte mit leeren Augen durch das Fenster.

Die ruhigen, leidenschaftslosen Stunden dieser stillen Arbeit waren wie Inseln in ihrem kleinen Leben. Jenes Sprüchlein „lieben und die Welt verstehen“, das ihr einmal in einer Sternennacht auf der Strasse nach Grynau eingefallen war, schwang in ihnen wie eine Begleitmelodie. Aber seit Wochen, genau seit jenem Abend des ersten August, wehte etwas anderes hinein, gleichsam als hätte sie auf ihrem Weg das stille Tal ihres Mädchendaseins verlassen, einen ersten Hügel erstiegen und spürte nun auf einmal den Wind des grossen Lebens über sich. Ihr war nun, als wäre sie immer neben unsichtbaren Gestalten gewandelt, die sie im Gehen lautlos gestreift hatten.

Irgendwo aus der Tiefe des Nebels hallte ein ferner, verlorener Ruf. Sie lauschte, und dann wurde es deutlicher und deutlicher. „Marie ... Marie ...“ Es kam näher, und dann hörte sie auch Rochats Pfiff, langgezogen und ein wenig traurig, eine Schlagermelodie, „après toi je n'aurai plus d'amour ...“ Sie stand auf, öffnete das Fenster, lehnte sich hinaus, und dann hörte sie auch schon seine Schritte auf dem Kies.

„Marie ... Marie ...“

„Hier! Hier bin ich, Alban!“ rief sie durch den Nebel. Er stand unter dem Fenster, blickte empor.

„Komm schnell herunter, schnell!“ Sie riss den hellen Regenmantel vom Haken, hastete die Treppe hinab.

„Komm“, sagte er heiser, „komm!“ Sein Atem dampfte. Sie eilten in den Nebel hinein.

„Ich wollte dir eine Nachricht bringen, eine gute. Wir haben den gebrochenen Bohrer draussen. Seit heute früh. Wir können wieder arbeiten. Aber auf dem Wege zu dir stiess ich auf ein Unglück. Der Wachtmeister Bamert ist auf der Strasse im Nebel von einem Automobil angefahren worden. Ich kam gerade dazu, als sie ihn aufhoben.“ Der Wagen lag im Strassengraben, die Insassen auch verletzt, aber nicht gefährlich.“

Er redete hastig im Gehen mit seinem welschen Akzent. Der Nebel umfing sie dicht. Es war, als gingen sie unter einer Glasglocke.

„Sucht den ‚Herkules‘, sagte er, als sie ihn aufhoben. „Du verstehst, er war zu Pferd auf einem seiner Rundritte. Brandwache. Das Tier ist über das Bord hinaus in das Ried gesprungen. Es muss verwundet sein. Ich will es suchen. Es denkt jetzt natürlich keiner daran. Kommst du mit?“

Marie nickte. Sie blickte zu ihm auf. Sie hatte ihn noch nie so gesehen. Seine Augen schauten starr in den Nebel, kaum achtete er ihrer.

Sie kamen auf die Strasse. Im Nebel tauchte eine schattenhafte Gruppe von Männern auf. Sie standen um eine Blutlache herum, die auf dem Asphalt gerann. Einer hantierte mit einem Metermass. Jenseits der Strasse lag der Wagen im Acker, die Räder nach oben.

„Hier! Schau hier!“ sagte Rochat und deutete auf zwei Hufspuren am Bord. „Hier muss er abgesprungen sein. Komm, komm!“

Sie eilten das Bord hinab. Die Riedgrasstopplern wippten unter ihren Schritten, schon tauchten hinter ihnen die Männer wieder im Nebel unter; weisse Einsamkeit war um sie. Marie konnte kaum Schritt halten. Sie fasste nach seinem Arm. Es war gut, den rauhen Stoff, seine Wärme zu fühlen in der weissen Nacht, die sie umfing.

(Fortsetzung folgt)